

Kolumne : Zwischenraum

Autor(en): **Tawada, Yoko**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **91 (2004)**

Heft 11: **OMA et cetera**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-67818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Yoko Tawada Zwischenraum

Über die Zeit 6-7

6

Es gibt mindestens zwei Formen, die Vergangenheit aufzubewahren. Die eine ist die architektonische, die andere ist die theatralische.

In Tokyo steht kaum ein Haus, das vor dem Zweiten Weltkrieg gebaut wurde. Im Unter-

schied zu Hamburg hat man nach dem Krieg die Häuser nicht wieder ähnlich erbaut wie vorher. In Japan war es nicht ein Wiederaufbau, sondern ein Neubau. Die Architektur galt aber schon vor der Moderne nicht als ein Gedächtnisträger, sondern eher als eine der vergänglichsten Formen der Kunst. Die Häuser aus Holz und Papier hielten in der Tat nicht so lange, wie bestimmte Körperbewegungen von Schauspielern, die über fünfhundert Jahre lang überliefert und wiederholt werden können. Das NO-Theater, das im 15. Jahrhundert die heutige Form erlangte und

heute noch fast jeden Tag aufgeführt wird, hat keine Reformen erlebt. Nach ihm sind natürlich andere Formen des Theaters entstanden, wie zum Beispiel das Kabuki-Theater im 17. Jahrhundert, das auch nach der Entstehung des modernen Theaters bis heute weiter gespielt wird. Ein Theaterstück von Shakespeare genauso zu spielen wie zu seiner Zeit, wäre heute in Europa nur als ein spezielles Projekt denkbar, nicht aber als ein selbstverständlicher Teil des Kulturlebens.

In Japan führt man lieber eine neue Form ein als die alte zu reformieren. Dabei wird die

alte nicht abgeschafft, sondern überlebt im beschränkten Kontext, auf einer Insel.

Eine Unterscheidung zwischen Tradition und Moderne oder zwischen japanischer Kultur und europäischer existierte für mich nicht. Das erste Theaterstück, das ich als Kind in Tokyo sah, war von Jean-Paul Sartre, dann sah ich viele Kabuki-Stücke, zwischendurch auch Anton Tschechow. Das NO-Theater begeisterte mich viel später, eigentlich nachdem ich Heiner Müller kennengelernt hatte. So existierten verschiedene Theaterformen für mich von Anfang an auf einer Ebene, und ich kam nie auf die Idee zu sagen, dass einige Stücke zu der «eigenen» Kultur gehören würden. Ich war nie in der Situation gewesen, dass ich behaupten müsste, es könnte etwas geben, das ich als mein Eigenes bezeichnen müsste. Erst seitdem ich in Europa lebe, genieße ich die Illusion, das NO-Theater gehöre mir und nicht Herrn Müller. Aber ich weiss, dass jede Theaterform niemandem, oder, wenn man so will, allen gehört.

Im Japanischen gibt es Wörter wie «Iikagen» oder «Tekitoo», die doppeldeutig sind. Sie bedeuten im positiven Sinne «angemessen» und im negativen Sinne «nicht ernst oder genau nehmen». «Charanporan» ist auch ein Wort, das eine ähnliche Bedeutung trägt. Dieses Wort wird zwar nur im negativen Sinne verwendet, ist aber sehr beliebt. Ein veraltetes Modewort «nonchalant» gehört zu den wenigen Fremdwörtern aus dem Französischen. Die meisten Japaner wissen nicht, dass es ein Fremdwort ist, da es ähnlich klingt wie «charanporan».

Im Prozess der Modernisierung der Gesetze und des Bildungssystems um 1890 war man von manchen Seiten der westlichen Logik überrascht, wie zum Beispiel: Was nicht zur Öffentlichkeit gehört, gehört zum Privatleben. Oder: wenn man Christ ist, ist man kein Buddhist. Vielleicht muss man in dem Moment, in dem man sich mit solcher Logik konfrontiert sieht, den Lebensraum als Zwischenraum verstehen oder sich selbst als charanporan empfinden. Vorher gab es wahrscheinlich in Japan nicht einmal einen Zwi-

schenraum, da man nicht wusste, «wozwischen» der Raum sich befinden soll.

7

Die Silbe «Ma» komme in den meisten Sprachen in dem Wort vor, das «die Mutter» bedeute, und das liege an der Natur der Menschen, behaupten einige Sprachhistoriker. «Ma» heisst auf japanisch nicht die Mutter, sondern der Zwischenraum. «Mama» heisst auch nicht die Mutter, sondern, «so lassen wie es ist». «Mu» heisst Nichts, «mi» die Frucht oder der Körper, «me» die Augen. Die Zeit, die man weder messen noch füllen kann, ist ein «ma». «Ma» kann auch Magie oder ein gefährlicher Geist bedeuten. Und gerade dieses Moment, das aus jeder Zeitordnung herausfällt, kann die interessanteste Zeit für die Poesie sein.

Das japanische Wort für «Flanieren» heisst «burabura-suru»; «burabura» bedeutet «ungebundener Zustand» und «suru» «tun». Menschen, die noch nie in Tokyo waren, stellen sich diese Zwölfmillionenstadt als eine unübersichtliche, beängstigende Fläche vor. Ich bin in Tokyo geboren und fühle mich dort geborgen wie in den eigenen vier Wänden. Einige Anhänger der Fengshui-Lehre behaupten, Tokyo sei als magisch geschützte Stadt gebaut, da in jede Himmelsrichtung ein heiliges Fantasietier positioniert war: im Osten lag Seiryu, der blaue Drache in Gestalt des Sumida-Flusses; im Süden sass der rote Vogel Shujaku, der Golf von Tokyo; im Westen begann der Tōkaido-Pass, der weisse Tiger Byakko; und im Norden gab es früher die Hochebene Kojimachi oder die Surugadai, die der Schlangenschildkröte Genbu entsprachen. Ich bin nicht sicher, ob diese vier Schutzgötter uns wirklich vor modernen Grossstadtgefahren schützen können, aber sie geben mir zumindest das Gefühl, in einem riesigen Miniaturgarten zu sein, der von der Aussenwelt abgeschnitten ist.

In einem Miniaturgarten konzentriert man sich gerne auf Details, anstatt in die Ferne zu blicken, aber an manchen Stellen in Tokyo kann man nicht einfach stehenbleiben, um etwas zu beobachten, oder einer Erinnerungsspur nachzu-

gehen. Man kann nicht einmal langsamer werden, sondern man muss immer im Strom mit schwimmen, besonders in der Hauptverkehrszeit auf den Strassen, die von Büroangestellten und Schülern benutzt werden, aber auch am Wochenende in den grossen Parks. Es gibt jedoch stille Tageszeiten, die allein den ungebundenen Menschen gehören. In solchen Stunden schlendere ich gerne im Stadtteil Kanda umher, in dem es über fünfzig Buchhandlungen und Antiquariate gibt. Es sind dort auch kleine Nudelrestaurants, altmodische Tabakläden, Druckereien, Schreibwarengeschäfte und Cafés. Neulich erlebte ich eine kleine Überraschung, als ich dort eine neue Kneipe entdeckte: sie trug den Namen einer Frau, an die ich gerade gedacht hatte. Die Ladenschilder sind die Spiegel der heimlichen Gedanken des Flaneurs.

In den engen Antiquariaten in Kanda muss ich mich manchmal wie ein Taschenkrebs seitwärts bewegen. Mein Blick kann sich dagegen in jede Richtung frei bewegen, vor allem zweckfrei. Die berühmte Kurzgeschichte «Zitrone» von Motojiro Kajii erzählt von einem Studenten, der nichts anderes mehr tut, als den ganzen Tag in der Stadt zu flanieren. Eines Tages betritt er seine Lieblingsbuchhandlung «Maruzen». Anstatt Bücher zu kaufen, baut er einen Turm aus ihnen und setzt eine frische Zitrone, die er unterwegs gekauft hatte, auf die Spitze des Turms. Dann verlässt er kommentarlos den Laden. Die Zitrone, die weder eine Absicht noch einen Sinn hat, sondern einfach frisch leuchtet, ist die Handgranate des Flaneurs. In der stillen, langsamen Explosion der Zitrone wird sich die Last des Alltags auflösen.

Die Teile 1–2 dieser Textes erschienen in Heft 4, Teile 3–5 in Heft 7/8 dieses Jahres (vgl. auch www.werkbauenundwohnen.ch).

Yoko Tawada, geboren 1960 in Tokyo, lebt seit 1982 in Hamburg. Sie schreibt Prosa und Gedichte, sowohl in deutscher wie auch in japanischer Sprache. Die Erzählung «Das nackte Auge» ist die jüngste Publikation im Konkursbuch-Verlag.

Kalligraphie von Suishū T. Klopfenstein-Arii: «Zwischenraum»